

Nils Plath/Volker Pantenburg

Aus zweiter Hand

Bringen wir die Hände ins Spiel. Denn da, wo an Texten gearbeitet wird, sind sie von Beginn an bereits an allen Enden beteiligt. Jede für sich allein und stets gemeinsam – auch dort, wo die eine nicht von der anderen zu wissen vorgibt. Hände führen den Stift, bewegen sich über die Tastatur, blättern in Büchern, durchstöbern Zettelkästen, schichten Papierstapel auf und um. Sie markieren Textstellen und exzerpieren Passagen, um sie anschließend von Papier zu Papier, von Papier zu Datei, von Datei zu Datei zu überführen. Eine greift – Achtung, Schnitt – an die Stirn, um ihr mit einer Rasierklinge eine Wunde zuzufügen, die nicht nur im Feuilleton noch zwanzig Jahre nachblutet (Eckhard Schumacher: „Klagenfurt, Schnitte“). Hand wird an anderes ebenso wie an sich selbst gelegt. Als Greif- und Tastwerkzeuge bearbeiten und formen Hände nicht nur, sie sind es, die Beziehungen schaffen: zwischen sich und dem Körper, dessen Teile sie zugleich sind; zwischen diesem Körper und seiner Umwelt; zwischen dem, der handelt, und dem, der beobachtet.¹ Hände setzen ins Verhältnis.

Wo und wie finden Hand und Papier zueinander? Am offenkundigsten wohl in der Handschrift. Ein Griff in den Handapparat genügt, um sich erklären zu lassen, was dieser Begriff verbürgen soll: Die Handschrift sei, so ist dort zu lesen, zwar „durch den schriftübl. Normalduktus in ihren

¹ Und wo immer zitiert wird, wird von Blickverhältnissen zu sprechen sein: „Denn Zitieren heißt Beobachten, ein Zitat trifft eine Unterscheidung, nämlich die von Text und Kontext. Man hätte sie auch anders treffen können. Man hätte das Zitat auch ‚vollständig‘ geben können; das wäre aber auch eine Unterscheidung von Text und Kontext. Immer ist diese Unterscheidung die Leistung eines Beobachters, der seinen Gegenstand konstruiert. Das gilt für jeden Textbezug; Texte sind Konstruktionen von Beobachtern, die mit Unterscheidungen operieren, die sich mit wiederum anderen Unterscheidungen beobachten lassen.“ (Georg Stanitzek. „Systemtheorie? Anwenden?“ *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hgg. Helmut Brackert/Jörn Stückrath. 5., erweiterte Ausgabe. Reinbek: Rowohlt, 1997. S. 651f.).

Einzelformen festgelegt, sie trägt jedoch schon von Beginn des Schreibenlernens an so individuelle Züge, daß handgeschriebene Zeichen, insbes. der handgeschriebene Eigenname (Unterschrift), Rechtsverbindlichkeit erlangen konnten.⁴² In dieser Lexikondefinition lassen sich mehrere für das Folgende entscheidende Stichworte herausstreichen. Setzen wir also einige Worte in Anführungszeichen und markieren sie, um sie auf diese Weise bewußt zu machen: „Normalduktus“, „individuelle Züge“, „Schreibenlernen“, „handgeschriebene Zeichen“, „Eigenname“, „Unterschrift“, „Rechtsverbindlichkeit“. Doch nur durch die Wiederholung im Schreibakt können sich die der Handschrift definitorisch zugeschriebenen individuellen Züge, von denen behauptet wird, sie seien bereits im ersten Schreiben lesbar, als einzigartig erweisen. Paradox wie es scheint, garantiert erst die Vervielfältigung der Handschrift ihre Einzigartigkeit: Das vermeintlich Singuläre erscheint als ein Effekt der Iterabilität, und jede Unterschrift verlangt – um als die Signatur eines Eigennamens gelten zu können – zugleich immer nach einer Gegenzeichnung von fremder Hand (John Leavey: „Gegenzeichnungen: Übersetzung und *Par*“).



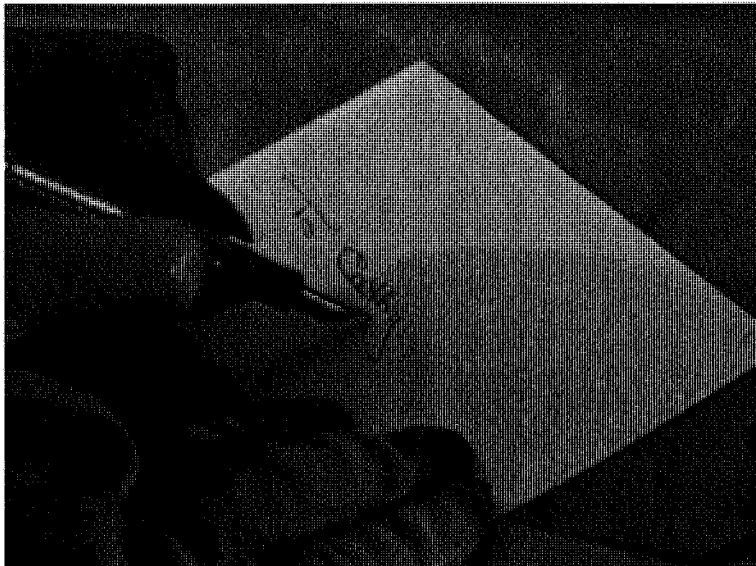
⁴² „Art. Handschrift“. Meyers Taschenlexikon in 24 Bänden. 3., aktualisierte Auflage. Band 9: Grie – Hn. Mannheim/Wien/Zürich: B.I.-Taschenbuchverlag, 1990. S. 177.

Hände halten auf Distanz, stiften Zusammenhänge und schaffen damit Ordnung. Wo in Texten, die vom Lesen und Schreiben handeln, von der Hand die Rede ist, da geht es um Festlegungen und die Vermittlung von Gewißheiten. Geschriebenes gilt es handhabbar zu machen, zu erfassen und festzuhalten. Dazu wird das, was beim Lesen auffällt, gern in Begriffe zu kleiden versucht. In Begriffe, die angeführt werden, um sich im Moment des Lesens und Schreibens seiner selbst zu versichern, richtig zu verstehen und sich im Kommunikationsprozeß wiederum verständlich zu verstehen zu geben: „Begriffliches Arbeiten winkt mit dem Im-Griff-Haben.“⁴³ Dies dient darüber hinaus dazu, in Zukunft mit Sicherheit wiederholt auf das zurückgreifen zu können, was einmal in re-zitierbare Worte gefaßt wurde. Denn nur zitierbare Formulierungen scheinen zu versprechen, daß eine begrifflich gefaßte Ordnung sich auch künftig wieder als lesbar und verständlich erweisen wird: Der Verweis auf diese Ordnung setzt immer schon notwendigerweise die Wiederholbarkeit und also Zitierbarkeit voraus. Schließlich sind es übernommene Textteile, „Worte aus zweiter Hand“, von denen hier die Rede ist – nicht nur einzelne Begriffe, sondern ebenso auch mehr als nur einzelne Sätze, die dem eigenen Text offenbar auch seine Autorität garantieren: eine Autorität, die „entsteht und wächst durch wiederholtes Bezugnehmen auf ein und dasselbe, durch Rückgriff auf ein Immer-schon, durch Zitieren.“⁴⁴ Ganz in diesem Sinne schreibt eine wirkungsmächtige literaturwissenschaftliche Konvention den Zitaten in den eigenen Texten vor, als Belegstellen für Sicherheit beim Lesen und Schreiben zu sorgen. Als besonders markierte Teile eines Textes übernehmen sie, selbst aus anderen Texten übernommen, wo sie in bestimmten Zusammenhängen stehen, an den ihnen neu zugewiesenen Stellen die Funktion, die auch von Begriffen erfüllt werden kann: Sie verweisen auf ein vorgängiges, scheinbar problemlos abrufbares Kommunikationsmodell. Was aber beweist es schon, so könnte man fragen, daß etwas bereits irgendwo gesagt oder geschrieben wurde, das nun an bestimmter anderer Stelle – in einem weiteren Text – wiederholt wird? Was sagt es über den Zitierenden, außer, daß er – oder sie – in der Lage

⁴³ Rembert Hüser. „Hand und Fuß“. *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man*. Hg. Karl Heinz Bohrer. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1993. S. 162.

⁴⁴ Peter Pütz. „Autorität durch Wiederholung. Von der Herrschaft des Zitats“. *Autorität der/in Sprache, Literatur, neuen Medien: Vorträge des Bonner Germanistentags 1997*. Hgg. Jürgen Fohrmann/Ingrid Kasten/Eva Neuland. Bielefeld: Aisthesis, 1999. S. 694.

gewesen ist, einen bestimmten Text zu recherchieren, ausfindig zu machen und ordnungsgemäß als Ausschnitt in einen anderen Text einzufügen? Angesichts einschlägiger Zitiervorschriften und der mit ihnen einhergehenden Lektürevorgaben – zu zitieren heißt nämlich, auf eine bestimmte Weise zu lesen und lesen zu lassen – stellt sich die Frage, wie durch die Verwendung von Zitaten die Kontrolle über gelesene Texte behauptet wird. Denn Zitieren ist mehr als nur der Nachweis, sich die grundlegenden Techniken des sogenannten geisteswissenschaftlichen Arbeitens angeeignet zu haben und sein Handwerkszeug zu beherrschen. Wo Zitate in als literaturwissenschaftlich klassifizierten Texten hauptsächlich der argumentativen Rückversicherung zu dienen haben, die die Verständlichkeit und Autorität des eigenen Textes gewährleisten soll, helfen sie, Modelle legitimer Schreibweisen in einem disziplinären Diskurs als maßgeblich zu behaupten. Sie etablieren damit einen Diskurs, der sich durch den Verweis auf Namen als ein System der Interaktion von Autoren darstellt. So werden sie denn auch in anderen, als „literarisch“ bezeichneten Texten gelesen: als Hinweis darauf, daß ein namentlich bezeichneter Autor mit den Worten eines anderen spricht. Als Referenz. Als Anerkennung. Als Garantie für Traditionszusammenhänge, in die man Texte stellen kann, indem man Autorennamen zitiert. In der unausgesprochen immer Eigennamen anführenden Verwendung von Zitaten



als einer zugleich rückversichernden und autoritären Geste spiegelt sich daher stets auch die Selbstermächtigung eines bezeichnenden Subjekts. Eine solche, nicht grundlos als spezifisch männlich zu bezeichnende interpretative Umgangsweise mit Texten gilt es, mit anderen Zitationsverfahren zu konfrontieren, die zeigen, wie Zitieren als diskursintervenierender Schreibakt funktionieren kann (Stephanie Kratz: „Meine lieben Zitate“).

Jedes erkennbare Zitat markiert einen Schnitt im Text, eine Perforation, die aufmerksam macht für die Schreib- und Schnittverfahren, die der jeweiligen – also auch der eigenen – Textproduktion zugrunde liegen. So wie es zur Mode werden kann, die Garderobe, in der man in der Öffentlichkeit auftritt, vollständig aus abgelegter Kleidung zusammenzustellen, so kann die Übernahme und Rekombination von Textmaterial zum Schreibprogramm werden. Der Titel von Thomas Carlyles 1833-34 erschienenen ironischen Reflexionen über die Mode, *Sartor Resartus*, die sich als Übersetzung und (fiktives) Zitat eines fremden Autors ausgibt, verweist ebenso sehr auf den Umgang mit Textilien wie den mit Texten.⁵ Die deutsche Übersetzung macht aus dem lateinischen Titel „Der geflickte Flickschneider“: Der Autor wird hier zum Schneider, und der Text ist sein Patchwork, ein zusammengefügtes Korpus, bei dem die Nähte, die Übergänge zwischen den verschiedenen Flickern interessant werden. Was paßt zusammen? Was stößt sich ab? Wo verlaufen die Schnittstellen? „Gewiß bleibt's immer – und nicht nur gewiß, sondern auch *klar* – daß keine Hand, kein Finger der *Natur* an irgend einen andern Stumpf von Hand oder Arm – als gleichfortlaufend so, daß es nicht Flickwerk sey, angepaßt werden kann – Ob die *Kunst*, (die doch nichts, gar nichts als Nachahmerinn der Natur ist, seyn soll und sein kann) gescheuter sey als die Natur – laß ich dahin gestellt seyn? Die Kunst, deren Wesen *Beschneidung, Stümmelung, Flickwerk* ist; *übertüncht* freylich, und wenn sie's aufs Höchste getrieben, hat sie unmerkbar übertüncht.“⁶ Das Zitat, das nur für den Moment vom neunzehnten zurück ins achtzehnte Jahrhundert springen läßt, spricht nicht nur von der Spannung zwischen Körper und verpflanzter Hand, bei der Schnitt und Narbe deutlich erkennbar bleiben.

⁵ Thomas Carlyle. *Sartor Resartus*. Hgg. Kerry Mc Sweeney/Peter Sabor. London/New York: Oxford University Press, 1987.

⁶ Johann Caspar Lavater: „Über die Hände“. In: Derselbe. *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. Stuttgart: Reclam, 1984. S. 199.

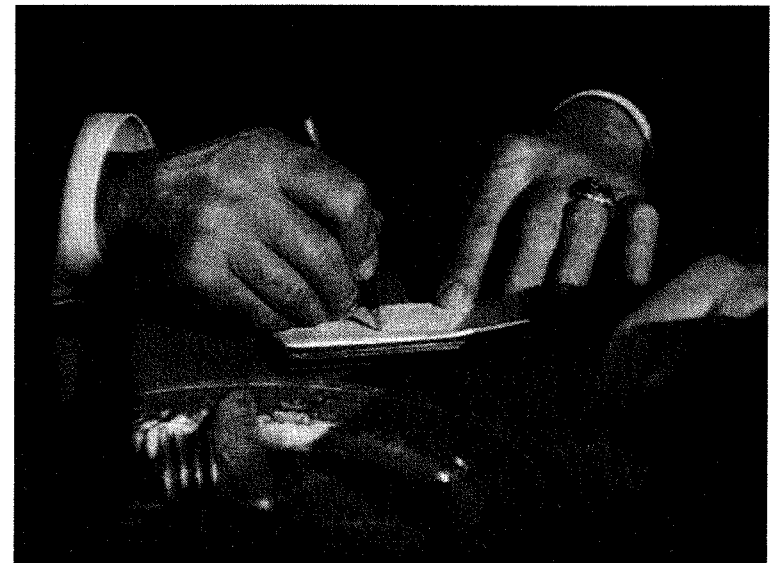
Unter der Hand wird ebenso der Austausch von Texten zum Thema. Was würde passieren, so läßt sich im Anschluß an die zitierte Feststellung Johann Caspar Lavaters fragen, wenn man das mit fremder Hand Geschriebene mit eigener Hand nachzuschreiben versuchte? Welche Mechanismen der Anpassung oder Abstoßung wirken, wenn man ein Stück aus Text X in Text Y einpflanzt? Es ist offensichtlich, so meint Lavater in der Gleichsetzung von künstlicher und künstlerischer Transplantation, daß jedes künstlerische – und das heißt: künstliche – Produkt immer als Ergebnis von Schnitten anzusehen ist. Als Folge des Hin- und Hertransportierens von Material. Als Resultat eines Ausschneidens und Anfügens. Als das Ergebnis eines Eingriffs. Der Etymologie nach ist der Chirurg, daran sei an dieser Stelle erinnert, nichts anderes als ein Handwerker im buchstäblichen Sinne, und sein Handwerk ist eines der Fragmentierung durch Eingriffe: „Das Zitieren ist eine Schönheitsoperation, bei der ich gleichzeitig Ästhet, Chirurg und Patient bin: ich stecke ausgewählte Stücke ab, die als Ornamente wirken sollen – im starken Sinne, den die antike Rhetorik und die Architektur diesem Wort geben – und füge sie in meinen Textkörper ein [...]. Die Naht soll durch die Feinarbeit verdeckt werden, und die Narbe selbst (die Anführungszeichen) ist lediglich eine zusätzliche Verzierung.“⁷ Ob Zitattexte als Flickwerk, das Zitieren als Transplantation oder Zitate als abgenutzte Sprachbausteine bezeichnet werden⁸, jedes dieser Bilder verschiebt die sprachliche Handlung – das Verschieben von Text – seinerseits nochmals sprachlich: Zitieren wird als eine Bewegung verstanden, die auch als Geste lesbar ist. Statt das Zitat als statisches Element eines Texts zu betrachten, gilt es daher, das Auftauchen von Zitaten in der Lektüre als etwas zu beobachten, das potentiell unabschließbar ist. Als einen Prozeß.

Der Etymologie nach stammt der Begriff des Zitierens aus dem juristischen Diskurs. Vom lateinischen „citare“ abgeleitet, beschreibt er jene Handlung, mit der vor Gericht gerufen, vorgeladen und vorgeführt wird.

⁷ Antoine Compagnon. *La seconde main ou le travail de la citation*. Paris: Seuil, 1979. S. 32. (Unsere Übersetzung).

⁸ Eine Vielzahl weiterer „Figuren“, in deren Verkleidung das Zitieren auftaucht, analysiert Sibylle Benninghoff-Lühl in ihrer Studie „Figuren des Zitats“. *Eine Untersuchung zur Funktionsweise übertragener Rede*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1998.

Vom Zitieren als juristischem Akt auf das Herbeizitieren sprachlicher Zeichen umzuschalten, bedeutet also bereits eine Übertragung, die die verdoppelnde Bewegung des Zitierens vorwegnimmt. Etwa zu der Zeit, in der Lavater die Individualität und Unverwechselbarkeit der menschlichen Hand postuliert, entsteht auch eine juristische und justiziable Vorstellung des Textes als Eigentum, die vor dem Hintergrund einer idealistischen Ästhetik die theoretische Basis für die Herausbildung eines einheitlichen Urheberrechts legt, das schließlich im 19. Jahrhundert seine Aufnahme in deutsche Rechtsordnungen findet. Übernahmen müssen seitdem gekennzeichnet, herbeizitierte Texte als Leihgaben kenntlich gemacht werden. Das Zitat ist von diesem Zeitpunkt an das, was ein Autor nicht in seiner Handschrift unterzeichnen darf, ohne zugleich den Namen des Zitierten zu nennen. Noch zweihundert Jahre später, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, da sich neben einem gewandelten ästhetischen Verständnis eine Vielzahl von medientechnischen Erfindungen als Herausforderungen für nunmehr als tradiert auftretende Urheberrechtskonzepte erweisen, ist es allerdings weiterhin keineswegs unstrittig, wo genau beim Schreiben der unerlaubte Übergriff auf fremdes Eigentum beginnt. Dies führt unweigerlich zu juristischen Auseinandersetzungen um die rechtmäßige Verwendung von Zitaten. Beispielhaft läßt sich anhand eines Falls nachzeichnen, wie es als Urteilsbegründungen auftreten-



de Interpretationen bewerkstelligen, sich als zukünftig zitierbar zu inszenieren und wie sie dabei jede Lektüre zugleich zu einem verbindlichen Abschluß zu bringen versuchen (Nils Plath: „Prozeßmitschrift“).

Wie steuert das Zitieren die Bedeutungsproduktion in Texten? Wie wird den Zitaten selbst Bedeutung zugeschrieben? Wenn Zitieren Relationsverhältnisse stiftet, welche Folgen hat dies für das Textverständnis insgesamt? Von welchen Voraussetzungen ist auszugehen, wenn man zitiert und auf diese Weise verschiedene Texte in Beziehung setzt? Wie läßt man sich beim Zitieren beobachten? Wie beobachtet man sich selbst beim Zitieren? Wie sorgt das Zitat dafür, daß weiter gelesen und geschrieben wird? Verhindert es in manchen Fällen vielleicht sogar das (Weiter-)Lesen? Bei dem Versuch, Antworten auf diese Fragen zu formulieren, erweist sich schnell, daß die auf den ersten Blick möglicherweise eher stabilisierende Funktion des Zitats durch eine Reihe von Unsicherheiten und Unwägbarkeiten gegengezeichnet wird. Aus der im jeweiligen Text vermeintlich leicht zu isolierenden und stillzustellenden Figur, als die eine literaturwissenschaftliche Interpretationspraxis das Zitat traditionell verstehen will, wird ein textueller Prozeß und eine Praxis, die es zu beobachten gilt. In Lektüren Antworten auf die Frage zu formulieren, wie sich *das Zitieren* lesen läßt, nicht *das Zitat*, muß dazu führen, einige allzugern vorausgesetzte Selbstgewißheiten beim Lesen in Frage zu stellen. Wir lesen darum Zitate als ausdrückliche Aufforderung, in der Lektüre von den Voraussetzungen des Lesens zu sprechen. Die hier versammelten Beiträge führen vor, wie der aufmerksame Umgang mit Zitaten *im Zitieren selbst* in den Blick zu bekommen ist. In ihnen lassen sich die Schreibenden bewußt beim Zitieren über die Schulter schauen und versuchen der Unmöglichkeit zu begegnen, zu lesen und zu schreiben, und dabei zugleich die agierenden Hände nicht aus den Augen zu lassen. Gerade in der Figur des Zitats nämlich zeigen sich für uns die Schwierigkeiten besonders deutlich, distanziert über etwas zu sprechen, ohne selbst in die Verwicklungen des Gegenstandsbereichs verstrickt zu werden. Das Zitieren macht es schwierig, Objekt- und Metasprache mit grundsätzlicher Gewißheit auseinanderzuhalten. Denn: Wenn man etwas zitiert, spricht man dann noch *über* etwas, oder spricht man eher wie ein Bauchredner *aus* dem fremden Text *heraus*? Schon ein kurzer Eintrag aus Diderots und D'Alemberts Encyclopédie (Volker Pantenburg: „Zeichen setzen“) kann diese Frage aufwerfen. Ebenso kann sie eine Lektüre provozieren, die der Frage nachgeht, ob und wie sich nichtsprachliche, diakritische Zeichen zitieren und übersetzen lassen, und wie die Beteue-

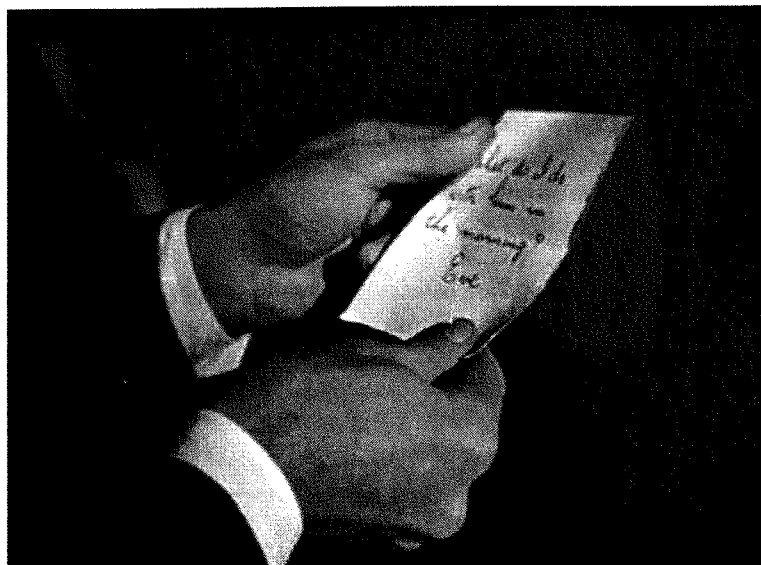
rung von Autor-Identität in Texten als Produkt von Zitat- und Übersetzungsprozessen beschrieben werden kann (David Wills: „Genf, 1978“).

Die Figur des Selbstzitats verkompliziert diese Problematik zusätzlich (Peter Krapp: „Wer zitiert sich selbst?“). Denn in diesem Fall wird gemeinhin davon ausgegangen, daß sowohl Eigenes als auch Fremdes aus derselben Hand stammen. Indem er eigene Worte (aus der Vergangenheit) zitierend in seinen gegenwärtigen Text einbaut, seine eigenen zu fremden werden läßt, wird der sich selbst zitierende Autor gewissermaßen zum Bauchredner seiner selbst. Nimmt man aber nun an, daß die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremden nie als vorab gegeben anzusehen ist, sondern in Texten getroffen wird, dann fragt es sich, ob nicht der Autor selbst erst durch die Rede als Bauchredner – d.h. durch das sogenannte Selbstzitat – als Autor in Szene gesetzt wird. Zitieren ließe sich in diesem Sinne auch als unheimlicher Enteignungsprozeß verstehen, in dem den Zitaten etwas Gespenstisches zukommt (Julian Wolfreys: „Der Spuk der Zitate“). Eine besonders deutliche Korrespondenz zwischen Zitat und Gespenst liegt in der ihnen gemeinsamen Figur der Wiederkehr. Das Zitieren überbrückt einen zeitlichen Abgrund und aktualisiert im Rückgriff auf frühere Texte Vergangenheit. „Die Zerstörung, die zitiert, / die Zitation, die zerstört, macht das Gewesene handlich, das heißt aber zitierbar: tot und verwendbar, überdauernd“⁹ (Bettine Menke: „Zitat, Zitierbarkeit, Zitierfähigkeit“). Tot und zugleich lebendig, über die Zeiten hinweg, gespenstergleich. Dort, wo Zitate auftauchen, scheint die Zeit auf unheimliche Weise aufgehoben; im Zitat ist das Vergangene nicht vergangen. Wenn man aber das Zitieren im Anschluß an Walter Benjamin als „den paradigmatischen Fall für Erinnern“¹⁰ lesen kann, wie sind dann in diesem Zusammenhang Fehlerinnerung und daraus resultierende Pseudo-Zitate zu bewerten (Achim Hölder: „Gedächtnisfluß und Brückenverfall“)?

Mit dem Zitat tritt – ob den Konventionen gemäß in Anführungsstrichen gerahmt oder unmarkiert und verdeckt – stets mehr in Erscheinung als eine bloße Übernahme aus zweiter Hand. Das Zitat ist eine jener Figuren übertragener Rede, die durch ihr Auftauchen zu einer besonders aufmerksamen Auseinandersetzung mit Schreibverfahren und Leseprak-

⁹ Bettine Menke. „Das Nach-Leben im Zitat. Benjamins Gedächtnis der Texte“. *Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik*. Hgg. Anselm Haverkamp/Renate Lachmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1991. S. 82.

¹⁰ Ebd. S. 74.



tiken auffordern: sowohl denen, die im sogenannten fremden, wie auch denen, die im eigenen Text zur Anwendung kommen; das Zitat ist die Figur, in der Schreiben und Lesen in eins fallen. Ich schreibe ab, was ich lese und lese, was ich abschreibe, um – daran anschließend – weiterlesend weiterzuschreiben an: „Schreibtisch. Darauf nicht nur Bücher oder Manuskripte und Schreibzeug. Sondern auch Schere und Klebstoff. Hier ging das Lesen ins Schreiben, in die Produktion eines neuen Textes über. Leseszenen, bei denen die Grenze zum Schreiben im Fluß gehalten wurde.“¹¹ Daß ein solches Lektüreverständnis Auswirkungen auf die eigene Textproduktion hat, liegt auf der Hand. Und provoziert einen weiteren

„Schwenk: ich lese seit Jahren Bücher überwiegend ‚an der Maschine‘, keine Zettelkästen, kaum Notizen. Die Abschreib-, Umschreibmaschine springt an, oder sie springt nicht an. Habe ich keine Maschine zur Hand, helfe ich mir mit dem Anlegen eines Stichwortregisters am Ende des Buchs oder wo es sonst eine freie Seite hat und sehe dann, daß ich so schnell wie möglich in die Nähe einer Aufschreibtastatur komme. Streng genommen ‚lese‘ ich überhaupt nur noch schreibend, und zwar Bücher, aus denen das Abschreiben und Umschreiben lohnt. [...] So baut sich

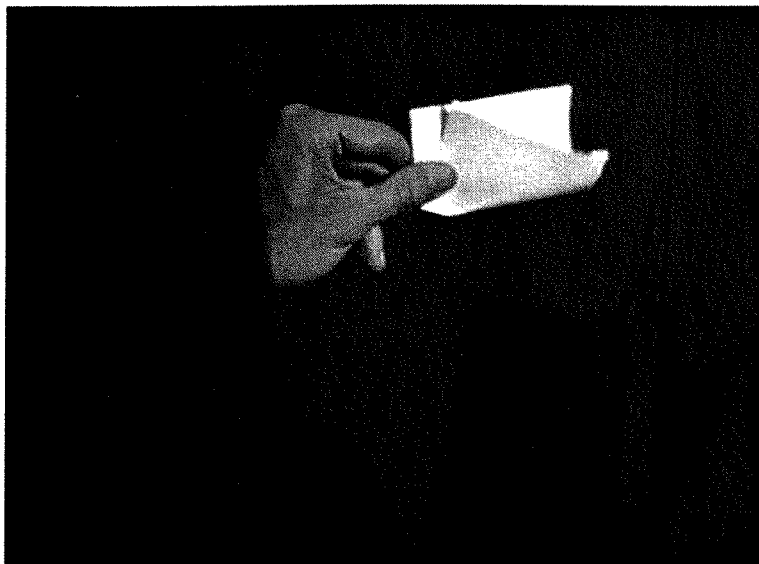
¹¹ Barbara Hahn. „Leseschreiben oder Schreibenlesen. Überlegungen zu Genres auf der Grenze“. *Modern Language Notes* 111/3 (April 2001). S. 565.

das Poetische aus Kenntnissen und aus *Kenntnisnahmen*: wo schon etwas ist, kann (mehr) werden. Und der Nehmende gibt auch: Die Entnahmen schaden einem guten Text nie, im Gegenteil. Er kann sogar belebt werden, verschönert. Hat zu tun mit: ‚die guten Platten auch anderen vorspielen‘. Es gibt nur die Verpflichtung, von Entnehmer zu Entnehmer, von Handwerker zu Handwerker, die Liefernden zu nennen, das ist eigentlich alles.“¹² Das Ich – in einer Person Schreiber, Entnehmer und Handwerker – spricht von einem schreibenden Leser, der als lesender Autor und zugleich als permanenter Entnehmer auftritt – von einem Arbeitsmodell, das im literaturwissenschaftlichen Diskurs weiterhin eher die Ausnahme abzugeben scheint. Wobei *die guten Platten vorspielen* heute wohl eher heißt, Tonträger ineinanderlaufen zu lassen, einzelne Tracks ein- und auszublenken, Klangmaterial ineinander zu schneiden und so neu zu ordnen, daß Beats, Melodien, Stimmen, Geräusche in Beziehungen zueinander geraten und sie gemeinsam etwas Eigenes erzählen und mitteilen. So werden Soundstrecken produziert, die – nie kontextlos – das Gesagte nicht immer wieder einfach wiederholen, um sich das Gleiche mitteilen zu lassen. Wie in der Gegenwart im Umgang mit dem Klang-Material reagiert wird, läßt sich als ein ständiges Wiederholen von Bewegungen und doch als unwiederholbares Ereignis, als immer wieder neu zu verstehende Inszenierung, als Handlung – als Arbeit der Hände – beobachten. Und wer davon berichtet, wie er diese Prozesse in den Blick zu bekommen versucht, spricht zugleich von seiner eigenen Position: „Und jetzt steh ich plötzlich da, und da – ich meine jetzt: seit den neunziger Jahren – und da ist ein Discjockey mit zwei Plattenspielern und macht mehr als das, was auf diesen Platten drauf ist; und lässt die sozusagen gegenseitig ineinander fließen, wie ich es, wenn ich es nur hören würde, gar nicht begreifen würde. Und nun sehe ich, wie der mit seinen Reglern arbeitet und zwei Platten gleichzeitig laufen lässt, die die gleiche Beats per minute-Zahl haben, bis sie ihm wieder auseinanderlaufen. Was macht er dann, wenn sie ihm auseinanderlaufen? Greift er mit seinem Finger ein? Bremst den Plattenteller am Rand ab? Oder fasst er mit seiner Fingerkuppe auf's Etikett und gibt noch ein bisschen Schwung? Oder: Was machen diese Leute die ganze Zeit? Und was wird mir dabei eigentlich erzählt?“¹³ Je-

¹² Klaus Theweleit. *Buch der Könige*. Band 2x. *Orpheus am Machtpol. Zweiter Versuch im Schreiben ungebetener Biographien, Kriminalroman, Fallbericht und Aufmerksamkeit*. Basel/Frankfurt/Main: Stroemfeld, 1994. S. 906f.

¹³ Thomas Meinecke im Gespräch mit Jochen Bonz. „Ich bin nicht klüger als der Text, der da entsteht...“ *Zonic* Nr. 11/5 (September 2000). S. 54.

mand, auch hier ein *Ich*, beschreibt, wie er einen anderen bei der Handarbeit als einer narrativen Handlung beobachtet: auf der Suche nach einer erkennbaren Handschrift im Prozeß des Zitierens. Dabei achtet er auf die Hände, der Klang allein gibt ihm noch keine Auskunft über Prozeß und Technik.



Die Hand ist nicht nur ein Werkzeug, mit ihr läßt sich Besitz ergreifen und etwas in Beschlag nehmen. Dinge wechseln von Hand zu Hand. Sie werden zur Handelsware, zu Tauschwerten, zur Währungseinheiten. Für die Arbeit an Texten kann dies bedeuten, daß ein zukünftiges Zitiertwerden schon beim Schreiben mit einkalkuliert und der entstehende Text dementsprechend auf Zitierbarkeit hin entworfen wird. Syntaktische und gedankliche Handlichkeit ist gefragt, wenn das Zitat als Währung im wissenschaftlichen Diskurs gilt, „ist es doch ein Stück vorgeprägtes, nämlich schon von einem anderen Autor gemünztes Sprachgut.“¹⁴ Denn auf einer rein quantitativen Ebene entscheiden Zitate mit über den Handelswert derer, die da zitieren und zitiert werden. Im „Citation Index“, der dem Begriff nach mit dem Zeigefinger darauf deutet, wer an der Wissen-

¹⁴ Herman Meyer. *Das Zitat in der Erzählkunst. Zur Geschichte und Poetik des europäischen Romans*. Stuttgart: Metzler, 1961. S. 12.

schaftsbörse gerade hoch gehandelt wird, lassen sich die entsprechenden Kursnotierungen nachlesen: Wessen Texte werden wie oft angeführt? Welcher Forscherkopf findet sich auf der Münze oder Banknote, die durch die meisten Hände geht? Diese Form der Statistik besagt aber nicht wirklich etwas über das Lesen und Gelesenwerden, sondern gibt allenfalls Auskunft über prominente „Stellen“ und ihre wissenschaftliche Proliferation. Und zudem gibt es offenbar auch Texte, die sich gegen das einfache Zitierwerden sperren; Texte, die nicht auf Zentralessagen zusteuern und die es dem, der aus ihnen stellvertretende Passagen heraus-schneiden möchte, um sie an anderem Ort aussagekräftig auftauchen zu lassen, entsprechend schwer machen; oder Texte, die aufgrund ihres Rhythmus' nicht dem offenen, lockeren Geflecht eines leicht zitierbaren Textes entsprechen. Als offene Frage ließe sich formulieren, ob die Unterscheidung zwischen Zitierbarkeit und Nicht-Zitierbarkeit unter Umständen eine der Differenzen ist, über die sich „Wissenschaftlichkeit“ definiert. Muß ein „wissenschaftlicher“ Text demnach auf eine bestimmte Weise zitabel sein, „handlich, zitierbar sozusagen“¹⁵, während der „literarische“ Text das zukünftige Zitieren nicht mitzubedenken hat?

Second-Hand-Produkte wie Zitate sehen sich gleichermaßen mit dem Vorwurf konfrontiert, für sich genommen nichts Neues darzustellen. Bei Zitaten handele es sich lediglich um Übernahmen, um die Ergebnisse eines illegitimen Pflügens auf fremden Äckern (Thomas Schestag: „Novelle“).¹⁶ Um auf- und daher zugleich abgegriffenes Sprachmaterial, das nicht mit

¹⁵ Walter Benjamin. „Notizen über den destruktiven Charakter“. In: Derselbe. *Gesammelte Schriften IV*. Hg. Tilman Rexroth. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1972. S. 1000.

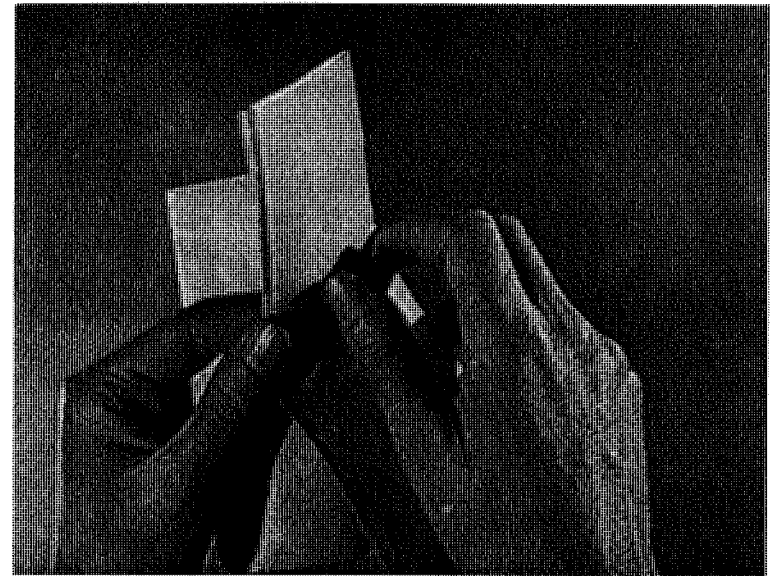
¹⁶ „Es ist, um es kurz zu sagen, bequemer, furchenartig zu lesen als zu schreiben. Die visuelle Ökonomie des Lesens gehorcht einem der Agrikultur analogen Gesetz. Gleiches gilt nicht für die manuelle Ökonomie des Schreibens, welche ja in einem bestimmten Bereich und während einer bestimmten Periode der großen phonographisch-linearen Epoche vorherrschend war. Ihre Welle überlebt die Bedingungen ihrer eigenen Notwendigkeit: sie besteht im Zeitalter des Buchdrucks noch weiter fort. Unsere Schrift und unsere Lektüre sind selbst heute noch in entscheidender Weise von der Bewegung der Hand determiniert.“ (Jacques Derrida. *Grammatologie*. Aus dem Französischen von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1983. S. 495.)

Originalitätsanspruch auftreten könne. Eine solche Ansicht kann heute bestenfalls als ein verkürzendes Zitat aus dem Fundus der Genieästhetik des 18. Jahrhunderts gelesen werden – was offenbar aber ihre Wirkung keineswegs zu beeinträchtigen scheint. Der geäußerte Vorbehalt gegen das Zitat allerdings mag als durchaus hilfreicher Hinweis darauf dienen, daß der in heutiger Wissenschaftspraxis geläufige Umgang mit Zitaten, der Nachweise, Quellenangaben und damit eindeutige Rückverweise auf die Fundorte des Zitierten einfordert, eine Geschichte hat. In seiner Bedeutung für den literaturwissenschaftlichen Diskurs ist der Austausch von Textbausteinen jedenfalls kaum zu überschätzen. Als eine „basale Operation“ der Philologie (Erhard Schüttpehl: „Sartor Resartus“) stellt erst das Zitieren sicher, daß in Texten an andere Texte angeschlossen wird. Das Zitat wird hierin zur Bedingung wissenschaftlicher Kommunikation, die um ein dauerhaftes Weiterschreiben bemüht sein muß. Tatsächlich wäre eine zitatlose Literaturwissenschaft undenkbar und würde sich im Verzicht auf das Zitieren eines unerläßlichen Handwerkszeugs berauben: „Die Vorstellung vom Fortschritt der Wissenschaften veränderte die Stellung des Zitats völlig, denn nur in ihm konnte sich die Wissenschaft ihrer selbst – im vermeintlichen Fortschreiten begriffen – angesichtig werden. Das Zitat wurde zum Rückgrat der Wissenschaft.“¹⁷ Die notwendige Voraussetzung für die Verwendung von Zitaten als Belegstellen, die der Wissenschaft ein entsprechend standfestes Auftreten ermöglicht, ist es in jedem Fall, mit Sicherheit angeben zu können, was überhaupt als Zitat gilt, und wie man selbst zu zitieren hat. Aus diesem Grund findet sich die „Bedingung der Wörtlichkeit“ zum entscheidenden Kriterium erhoben, wenn es darum geht, festzulegen, was in Texten – und zwar „literarischen“ – als Zitat gelten kann. Der selben Logik entspricht es, wenn von der „Voraussetzung des Teils“ gesprochen wird, die das Zitat vorgeblich überhaupt erst als solches kennzeichne, und davon, daß immer nur ein Teil eines Textes zitiert werden könne, der sich einem Gesamttext unterzuordnen habe.¹⁸ Mit ihren solcherart einschränkenden Bedingungen versuchen Definitionen nicht nur, das Zitat von anderen Formen der Übernahme wie der Entlehnung, Paraphrase, Imitation, Pastiche, Reprise, Nachdichtung und Umarbeitung, strikt zu trennen.

¹⁷ Manfred Voigts. „Das Zitat vors Gericht!“ *Akzente* 28. Jg. H. 4 (August 1981). S. 358.

¹⁸ Vgl. zum Beispiel: Hans-Ulrich Simon. „Art. Zitat“. *Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte*. Hgg. Klaus Kanzog/Achim Masser. Vierter Band SI-Z. 2. Auflage. Berlin: De Gruyter, 1984. S. 1053.

Wenn sie im Sprechen vom Teil zugleich das Ganze denken, sorgen sie darüber hinaus für eine weitere notwendig erscheinende disziplinäre Ordnung im Wissenschaftssystem. Denn bekanntlich verdankt sich die Bildung einer durch Lektüremodelle konstituierten literaturwissenschaftlichen Disziplin in besonderer Weise ausdrücklichen Schreibvorschriften, wie sie sich in normativen Zitiervorgaben widerspiegeln. Unserer Ansicht nach läßt aber gerade das Zitieren die in vielen Interpretationen weiterhin zumindest implizit vorausgesetzte und beruhigende Voraussetzung von der Einheit eines Textes als eine zu problematisierende Konstruktion erscheinen. So gesehen kann das Zitat in Texten, in denen es auftaucht, als eine Art Normenkontrollinstrument betrachtet werden, an dem die Vorgaben beobachtet werden können, nach denen in Diskursen an Diskurse angeschlossen wird.



Es ist die oft reproduzierte Vorstellung von der Einheit eines Textes, die gerade im Zitieren grundsätzlich in Frage gestellt wird. Die hier in einen Zusammenhang gestellten Einzellektüren, keine davon ein Vorschlag für eine „Theorie des Zitats“ und jede von ihnen dennoch eine Erörterung zur Theorie des Zitierens, führen das auf offensive Weise vor. Sie zeigen, wie jedes Zitat den „eigenen“ Text für „fremde“ Texte öffnet und in das vermeintlich unisono argumentierende Sprechen weitere Stimmen ein-

führt. Einer jeden letztlich nie abschließbaren Lektüre werden im Zitieren ad infinitum weitere Spuren – *tracks* und *traces* – hinzufügt. An literarischen Texten läßt sich dies ebenso beobachten wie an sogenannten nichtliterarischen – philosophischen und literaturtheoretischen –, wobei sich zudem die Frage stellt, ob diese eingeführte Textsortenunterscheidung an dieser Stelle überhaupt zu greifen vermag, oder ob sie nicht eher dazu dient, siehe oben, Interpretationsnormen abzusichern.

Wie auch immer Zitate in welchen Texten auch immer auftauchen, stets werden andere Texte herbeizitiert, die ihre Zitathaftigkeit ihrerseits nur durch eine interne Verweisstruktur im Text selbst und zwischen den Texten „besitzen“, oder besser: performativ behaupten. Insofern gilt es – einmal mehr sei das unterstrichen –, Prozesse des Zitierens zu beobachten statt allein das Zitat als für sich auftretende Redefigur zu interpretieren. Die Assimilation, Transposition und Transformation von Zitaten vollziehen sich in Akten der Übernahme – mit all ihren Vorstufen des Exzerpierens, Verzettelns und Katalogisierens (Markus Krajewski: „Zitat-zuträger“). Das Zitieren als ein Ausschneiden von Bestandteilen eines Textes, welche dann in einen anderen inkorporiert werden, setzt Texte in ein dynamisches Verhältnis zueinander. Das muß das Augenmerk bei der Lektüre auch darauf lenken, wie durch Zitieren Kontextverschiebungen hervorgerufen werden und Eigentumsverhältnisse einerseits behauptet werden, die im Akt der Übernahme andererseits sogleich in Frage gestellt werden. Das Zitat dementsprechend nicht mehr einfach als „fremden Bestandteil der eigenen Rede“ verstehen zu können, muß Folgen für die Lektüre von Texten haben. Ganz grundsätzlich findet sich das Selbstverständnis einer jeden Lektüre in Frage gestellt, die sich weiterhin als Generierung oder Wiedergewinnung eines an anderem Ort vorgängigen Sinns verstehen will, den sie den Zitaten stellvertretend zuschreibt. Denn zu glauben, „man könne durch Abschaben zu einer allerersten Schrift, zu einem durch die Interpretation freigelegten Text *erster Hand* und von da aus zum wahren, unter der Deckschicht lebendigem Sinn gelangen, ist eben nur ein Glaube. Ein Glaube, das Trugbild einer Lektüre [...]“. ¹⁹ In gleicher Weise müssen natürlich auch unsere eigenen Erörterungen zum Zitieren, belegt durch Zitate und in Lektüren vorgeführt, aus anderer Perspektive als ein solches Trugbild erscheinen; zumindest, wenn sie Aus-

druck einer Glaubensüberzeugung wären und sich nicht selbst als Teil einer Inszenierung verstünden. Zitieren als ein *Aufführen* zu kennzeichnen, wie wir es in der Begriffstrias des Untertitels tun, weist bereits darauf hin, daß jedes Zitat – und somit jede Lektüre – Merkmale einer *Inszenierung* trägt: einer Selbst-Inszenierung des Schreibenden, der zwischen den angeführten Autorennamen Platz nimmt, ebenso wie einer Inszenierung der Zitierten. Auf der Text-Bühne kommen die zitierten Texte miteinander ins Gespräch. Immer wieder werden sie noch einmal in der Wiederholung zum Sprechen gebracht, dessen Nicht-Versprechen nichts verspricht: „wie ein Plattenspieler an einer gewissen Stelle immer wieder stolpert und von vorn anfängt, wird es nichts Neues geben außer der Wiederholung, die selbst immer wiederkehrt.“ ²⁰ Was mit den Ohren Nietzsches als die ewige Wiederkehr zu hören wäre, erzeugt aber immer neue Effekte. Wenn man *immer wieder* nur genau und lange genug hinhört, respektive liest.

¹⁹ Jacques Derrida. „SCRIBBLE*. Macht/Schreiben“. Aus dem Französischen von Peter Krumme und Hanns Zischler. In: William Warburton. *Versuch über die Hieroglyphen der Ägypter*. Frankfurt/Berlin/Wien: Ullstein, 1980. S. XVI.

²⁰ Samuel Weber. „Einmal ist Keinmal: Das Wiederholbare und das Singuläre“. *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*. Hg. Gerhard Neumann. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1997. S. 444.

Volker Pantenburg/Nils Plath (Hgg.)

Anführen – Vorführen – Aufführen

Texte zum Zitieren

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2002

Abbildung auf dem Umschlag:

Standbild aus *Phoenix Tapes*, Regie: Matthias Müller und Christoph Girardet, Deutschland 1999, Betacam, Farbe und Schwarz-Weiss, 45 min.

Der Druck dieses Buchs wurde finanziell unterstützt durch Beihilfen aus dem Fachbereichsfonds des FB 9 (Philologie) der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und durch Mittel des Instituts für Komparatistik der Universität Münster.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Anführen – Vorführen – Aufführen : Texte zum
Zitieren / hrsg. von Volker Pantenburg und Nils Plath.
– Bielefeld : Aisthesis Verl., 2002
ISBN 3-89528-352-5

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2002
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, info@geisterwort.de
Druck: DIP Digitaldruck Center, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-352-5
www.aisthesis.de

Inhalt

Nils Plath/Volker Pantenburg Aus zweiter Hand	7
Volker Pantenburg Zeichen setzen. Zur Geschichte der Anführungszeichen	25
David Wills Genf, 1978	45
Erhard Schüttpelz Sartor Resartus	89
Peter Krapp Wer zitiert sich selbst? Notizen zur Suizitation	105
Nils Plath Prozeßmitschrift	129
Julian Wolfreys Der Spuk der Zitate: „...eine Serie von Kontiguitäten...“	163
Markus Krajewski Zitatzuträger. Aus der Geschichte der Zettel/Daten/Bank	177
Thomas Schestag Novelle. Zu Gottfried Kellers <i>Romeo und Julia auf dem Dorfe</i>	197
Achim Hölter Gedächtnis-Fluß und Brücken-Verfall. Einige Gedanken über das Zustandekommen von Pseudo-Zitaten	223
John Leavey Gegenzeichnungen. Übersetzung und <i>Pas</i>	235

Stephanie Kratz	
„Meine lieben Zitate“. Von babylonischen Mauern, Nachbarskindern und fremden Planeten bei Elfriede Jelinek	255
Bettine Menke	
Zitat, Zitierbarkeit, Zitierfähigkeit	273
Eckhard Schumacher	
Klagenfurt, Schnitte	281
Nachweise	287
Über die Autorinnen und Autoren	289

Nils Plath/Volker Pantenburg

Aus zweiter Hand

Bringen wir die Hände ins Spiel. Denn da, wo an Texten gearbeitet wird, sind sie von Beginn an bereits an allen Enden beteiligt. Jede für sich allein und stets gemeinsam – auch dort, wo die eine nicht von der anderen zu wissen vorgibt. Hände führen den Stift, bewegen sich über die Tastatur, blättern in Büchern, durchstöbern Zettelkästen, schichten Papierstapel auf und um. Sie markieren Textstellen und exzerpieren Passagen, um sie anschließend von Papier zu Papier, von Papier zu Datei, von Datei zu Datei zu überführen. Eine greift – Achtung, Schnitt – an die Stirn, um ihr mit einer Rasierklinge eine Wunde zuzufügen, die nicht nur im Feuilleton noch zwanzig Jahre nachblutet (Eckhard Schumacher: „Klagenfurt, Schnitte“). Hand wird an anderes ebenso wie an sich selbst gelegt. Als Greif- und Tastwerkzeuge bearbeiten und formen Hände nicht nur, sie sind es, die Beziehungen schaffen: zwischen sich und dem Körper, dessen Teile sie zugleich sind; zwischen diesem Körper und seiner Umwelt; zwischen dem, der handelt, und dem, der beobachtet.¹ Hände setzen ins Verhältnis.

Wo und wie finden Hand und Papier zueinander? Am offenkundigsten wohl in der Handschrift. Ein Griff in den Handapparat genügt, um sich erklären zu lassen, was dieser Begriff verbürgen soll: Die Handschrift sei, so ist dort zu lesen, zwar „durch den schriftübl. Normalduktus in ihren

¹ Und wo immer zitiert wird, wird von Blickverhältnissen zu sprechen sein: „Denn Zitieren heißt Beobachten, ein Zitat trifft eine Unterscheidung, nämlich die von Text und Kontext. Man hätte sie auch anders treffen können. Man hätte das Zitat auch ‚vollständig‘ geben können; das wäre aber auch eine Unterscheidung von Text und Kontext. Immer ist diese Unterscheidung die Leistung eines Beobachters, der seinen Gegenstand konstruiert. Das gilt für jeden Textbezug; Texte sind Konstruktionen von Beobachtern, die mit Unterscheidungen operieren, die sich mit wiederum anderen Unterscheidungen beobachten lassen.“ (Georg Stanitzek. „Systemtheorie? Anwenden?“ *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hgg. Helmut Brackert/Jörn Stückrath. 5., erweiterte Ausgabe. Reinbek: Rowohlt, 1997. S. 651f.).